

6. Abhängigkeiten in Kindheit und Alter

In Kapitel 5 habe ich herausgearbeitet, dass wir für unsere Fortbewegung abhängig vom Boden und unseren Körpern sind, und warum dies selten relevant wird. Die Vergleichsfälle waren dabei einerseits das vermeintlich „freie“ und andererseits das an Möbeln oder Gehhilfen abgestützte Gehen, wie es häufig bei laufenlernenden Kindern und vermehrt bei älteren Menschen vorkommt.

Dieses Kapitel vergleicht nun nicht Kinder und ältere Menschen mit Erwachsenen mittleren Alters, sondern Kinder und ältere Menschen untereinander. Denn selbst wenn Abhängigkeit zum Thema wird, heißt das noch nicht, dass sie zu einem Problem wird. Dies zeigen die Vergleichsfälle Kindheit und Alter. Die Frage ist: Weshalb wird die Abhängigkeit alter Menschen stärker als *Problem* erlebt als die von Kindern? Das Kapitel bündelt Erkenntnisse, die im Laufe der drei empirischen Kapitel zum Vergleich zwischen Kindheit und Alter gewonnen wurden.

Zunächst müssen naheliegende Einwände adressiert werden. Selbstverständlich kann es sehr wohl zum Problem werden, dass Kinder abhängig sind, und zwar für all diejenigen, von denen sie abhängig sind. Dies geschieht regelmäßig. Die Überforderung der Eltern wird aber in der Regel nicht zum Problem der Kinder gemacht. Eltern opfern sich für ihre Kinder auf. Das gilt zumindest in Gesellschaften oder Milieus, in denen Kinder einen hohen Stellenwert haben und in denen ihre Vernachlässigung moralisch geächtet ist, im Extremfall auch rechtlich sanktioniert wird. Trotzdem machen Kinder alltäglich die Erfahrung, dass ihre Bedürfnisse frustriert oder missachtet werden. Dies geschieht im Leben pflegebedürftiger älterer Menschen jedoch in einer ganz anderen Größenordnung. Zwar gibt es auch in der Kindheit schwerwiegende Fälle („Kindeswohlgefährdungen“). Letztere sind jedoch, anders als das Leid pflegebedürftiger Menschen, kein erwartbarer Bestandteil des Normallebenslaufs. Eine vergleichende Messung der Lebenszufriedenheit von sehr jungen Kindern und pflegebedürftigen älteren Menschen ist schon allein aufgrund der Sprachlosigkeit ersterer methodisch unmöglich. Unter dem Strich meine ich jedoch davon ausgehen zu können, dass die Abhängigkeit älterer Menschen als problematischer erlebt wird als die von Kindern. Die tollpatschigen Versuche von Säuglingen, sich selbst fortzubewegen, wirken niedlich. Ihre Hilflosigkeit gibt uns das gute Gefühl, gebraucht zu werden. Dieses gute Gefühl vermitteln wir wiederum

auch ihnen. Alte Menschen dagegen erleben ihre Heteromobilität oft als dramatische Einschränkung ihrer Möglichkeiten und als Gesichtsverlust. Ihre Schwäche mit anzusehen, macht uns betreten.

Nun gibt es mehrere Faktoren, die beeinflussen, wie Abhängigkeit bewertet wird. Zunächst bestehen körperliche Differenzen zwischen Kindern und älteren Menschen. Kinder sind dadurch leichter zu handhaben. Das ist vor allem relevant im Falle des Tragens, also einer von mehreren Praktiken der Heteromobilität (siehe Kapitel 2). Daneben lassen sich drei genuin soziologische Faktoren ausfindig machen. Zwischen ihnen bestehen Wechselwirkungen, doch sie lassen sich analytisch trennen. Es handelt sich dabei um Humandifferenzen (6.1), Beziehungen (6.2) und Persönlichkeitsstrukturen (6.3). Nachdem ich diese drei Dimensionen entfaltet habe, fasse ich das Kapitel zusammen (6.4).

6.1 Humankategorien als kognitive Rahmen für Abhängigkeiten

Der naheliegendste Grund für die unterschiedlichen Bewertungen der Abhängigkeit von Kindern und Alten ist schlicht, dass diese unterschiedlich alt sind. Ich behandle das Alter nicht als Eigenschaft von Individuen, sondern als einen Fall von „Humandifferenzierung“ (Hirschauer 2021; Dizdar et al. 2021), das heißt als sozial kontingente Unterscheidung: Menschen *sind* nicht einfach unterschiedlich, sondern *unterscheiden* einander. Sie tun dies unter anderem mit Hilfe eines „sozial abgeleiteten“ (Schütz 1953: 9f.) Wissens darüber, dass Menschen als Lebewesen sich im Laufe ihres Lebens nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten verändern, die historischem Wandel, kulturellen Unterschieden und individuellen Entscheidungen entzogen sind. Dieses als natürlich *gerahmte* (Goffman 1986: 22) Geschehen nennen wir „Altern“. Vermeintlich weil es bestimmten „Naturgesetzen“ gehorcht, ergibt sich ein typischer „Lebenslauf“, d.h. eine Abfolge von „Lebensphasen“ – grob: Kindheit, Erwachsenenalter und Alter –, die sich intern weiter untergliedern lassen. In der Momentaufnahme stellen sich diese Phasen als unterschiedliche „Menschensorten“ (Hirschauer 2014: 170; vgl. Höppner/Wanka 2021) dar.⁹¹ Diese *Typisierung* (vgl. Schütz 1944: 505) erlaubt unter anderem Erwartungsbildung (Luhmann 1991d: 396f.). Wir wissen, wie sich Exemplare von Alterskategorien – also beispielsweise „Kinder“, „Erwachsene“ oder „alte Leute“ – typischerweise verhalten und

91 Silke van Dyk nennt dies den „Doppelcharakter“ des Alters als Strukturkategorie und Prozess (2015b, 2019).

welche Eigenschaften sie typischerweise haben. Wenn wir jemanden als einen Typ Mensch kategorisiert haben, wissen wir zudem, wie man sich *ihm:ihr gegenüber* verhält. Das Alter eines Individuums verortet es aber auch im Lebenslauf, stattet es also mit Vergangenheit und Zukunft aus. Die Position einer Person im Lebenslauf lässt andere ungefähr wissen, wie ihr Leben bisher war, und wie es weitergehen wird. Aus der Innenperspektive erlaubt der Lebenslauf vor allem einen Ausblick in eine typische Zukunft (vgl. Berger/Luckmann 1969: 107), während der Rückblick weitgehend im Modus der Erinnerung an ein gelebtes Leben stattfindet.

Der Lebenslauf bildet damit, und das ist für das vorliegende Thema relevant, einen Rahmen für die Deutung und Bewertung von Abhängigkeit (vgl. Holstein/Gubrium 2007): Vor dem Hintergrund der Zukunft wird die Abhängigkeit der Kinder als vorübergehender Zustand und Ausgangspunkt einer Entwicklung hin zum Besseren gerahmt und die der Alten als endgültiger Zustand beziehungsweise Anfang vom Ende der Selbständigkeit. Vor dem Hintergrund der Vergangenheit – die sehr junge Kinder kaum haben – wird die Abhängigkeit der Alten hingegen als Verlust erlebt.

Die Aussicht auf Besserung reicht aber nicht aus, um zu erklären, weshalb Abhängigkeit in der Kindheit so gut wekommt. Wegen eines gebrochenen Fußes für einige Wochen an Krücken laufen zu müssen, ist für einen Erwachsenen in der Perspektive auf baldige Besserung zwar erträglich, aber immer noch schlecht. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Rahmen der heilbaren Erkrankung oder Verletzung und dem des Alterns sind die unterschiedlichen Grade an Kontingenz. Die Verortung im Lebenslauf rückt die Abhängigkeit des Kindes in einen *natürlichen* Rahmen (Goffman 1986: 22), der den Raum der Möglichkeiten drastisch verengt. Während man sich den Fuß auch *nicht* brechen kann, enttäuscht das Kind keine Erwartungen, indem es nicht selbständig aus dem Bauch der Mutter herausspaziert. Im Gegenteil: Die Humankategorie „Kind“ verlöre sogar einen Großteil ihres Sinns, wenn man von den in sie einsortierten Menschen *nicht* erwarten könnte, abhängig zu sein. Sie gelten als unfertige Menschen, die so lange auf ihre Eltern angewiesen sind, bis sie bestimmte Fähigkeiten erworben haben. Erst wenn sie von ihren Eltern unabhängig geworden sind, sind sie erwachsen. Die Soziologie der Kindheit hat diesen Kern des modernen Verständnisses von Kindheit freigelegt.

Naturalisiert wird jedoch auch die Abhängigkeit *alter* Menschen. Die Natürlichkeit beispielsweise der altersbedingten Makuladegeneration, wegen der Frau Krämer nicht mehr allein auf den Friedhof gehen kann (siehe 2.2), macht ihre Abhängigkeit nicht zu etwas Gutem. Sie erzeugt keine

Wertschätzung, sondern höchstens Hinnahme. Der Prozess des Älterwerdens, der bei Kindern Wachstum und Entwicklung heißt, ändert irgendwo in der Lebensmitte die ‚Richtung‘ und wird zum Verfall. Älterwerden ist daher bei Kindern tendenziell etwas Gutes und bei alten Menschen etwas Schlechtes. Das bedeutet auch, dass die positive Konnotation des Natürlichen im Kontext der kindlichen Entwicklung mehr auf einer opportunistischen ‚Interessenkongruenz‘ beruht als auf einem Eigenwert des Natürlichen. Man springt auf den Zug auf und fährt ein Stück mit, solange er in die gewünschte Richtung fährt.⁹² Die Einordnung in den Lebenslauf würde ohnehin nur erklären, warum *alte* Menschen ihre Abhängigkeit negativ bewerten und warum *Erwachsene* die Abhängigkeit von Kindern unproblematisch finden. Die unter 2-jährigen Kinder, die Gegenstand dieser Studie sind, wissen nämlich nicht, dass sie sich einmal ohne Eltern oder Erzieher:innen fortbewegen werden. Ebenso wenig deutet darauf hin, dass sie sich daran erinnern, wie sie erfolglos versucht haben, zu krabbeln, und ihre Gehversuche vor diesem Hintergrund als Fortschritt bewerten. Sie bewohnen die Institution des Lebenslaufs zwar, ordnen sich jedoch nicht selbst einer Alterskategorie zu und deuten und steuern ihr Verhalten und Erleben nicht vor diesem Hintergrund.

Da sie nicht wissen, dass sie aus ihrer Angewiesenheit auf ihre Eltern herauswachsen werden, muss Heteromobilität für sie also auch als Dauerzustand, gleichsam ‚rahmenlos‘ erträglich sein. Das lässt nur den Schluss zu, dass es nicht *per se* unangenehm ist, von anderen getragen, gestützt, gehalten, beaufsichtigt und zur Fortbewegung angeregt zu werden, oder sich an anderen Menschen oder Dingen abzustützen und festzuhalten. Heteromobilität ist also für die Kinder selbst nicht etwas Schlechtes, das durch den Rahmen des Alter(n)s aufgewertet wird – also dadurch, dass sie noch jung sind und erst noch automobil werden.

Erst durch das Wissen um die Erwartungen der anderen an einen selbst wird Heteromobilität zum Problem. Sehr junge Kinder wissen nicht, dass von Menschen erwartet wird, sich selbst fortzubewegen, und benötigen daher für ihren Eigengebrauch auch die „Semantik“ des Kindes (Luhmann 1991b) nicht, die solche Erwartungen wiederum dosiert, indem sie bestimmten Menschen ein „Moratorium“ (Zinnecker 2000) einräumt. Kinder haben kein schlechtes Gewissen, anderen zur Last zu fallen, da sie deren Beteiligung an ihrer Fortbewegung für selbstverständlich halten.

92 Die körperliche Defizienz alter Menschen ist genauso natürlich wie die der Kinder. Normal ist sie zwar für ihr Alter, also für die Kategorie Mensch, der sie angehören, aber nicht für sie, für ihr Leben, ihre individuelle Person.

Insofern sie diese also nicht im Horizont ihrer möglichen nachteiligen Abwesenheit betrachten, erleben sie sich im Sinne des in Kapitel 5 erarbeiteten Abhängigkeitsbegriffs gar nicht erst als abhängig. Genau so wenig sind sie aus ihrer Perspektive selbständig – sie operieren schlicht nicht mit dieser Unterscheidung. Alten Menschen nutzt die Erwartungsreduktion, die die Humandifferenz Alter zur Verfügung stellt, ebenfalls nur bedingt, allerdings aus anderen Gründen. Sie können sie nicht annehmen, da ihre Persönlichkeitsstruktur (6.3) ihnen im Weg steht und ihnen entsprechende Beziehungen (6.2) fehlen.

6.2 Soziale Beziehungen als Sorgereservoirs

Die Asymmetrie der Bewertungen der Abhängigkeit bei Kindern und älteren Menschen erscheint bislang als Effekt unterschiedlicher Wissensbestände. Die unterschiedlichen Erwartungen an Kinder und Erwachsene liegen jedoch nicht nur in der Form von Wissen vor. Sie sind auch eingelassen in soziale Beziehungen. Kinder haben Eltern, alte Menschen nicht. Ältere Menschen haben oft niemanden, der für sie einkauft und kocht, sie zu Ärzt:innen, ins Badezimmer oder ins Bett bringt, der also ihre Fortbewegung durch seine ersetzt oder sie bei ihrer unterstützt. Ihre sogenannten Angehörigen (meist erwachsene Kinder oder auch Ehepartnerinnen) können diese Lücke kaum füllen. Diejenigen Formen von Heteromobilität, die die aktive Partizipation anderer Menschen erfordern, finden bei alten Menschen – unabhängig vom tatsächlichen Bedarf – insgesamt seltener statt als bei Kindern. Selbst wenn Heteromobilität stattfindet, hat sie vor dem Hintergrund ihrer Seltenheit einen anderen Charakter als in der Kindheit: Die aktive Partizipation anderer Menschen ist ein ‚knappes Gut‘, das die ‚Anbietenden‘ in eine Machtposition gegenüber den von ihnen Abhängigen bringt. Wenn Helfende unersetzlich sind, bildet die Möglichkeit, Hilfe vorzuenthalten, eine Drohkulisse (vgl. Luhmann 2003: 26, 36). Diese muss nicht unbedingt gezielt eingesetzt werden, um zu wirken. Es genügt, wenn sie im Hintergrund herumsteht und die Abhängigen sie wahrnehmen. Doch die Helfenden sind auch für sich selbst gewissermaßen knapp. Auch sie befinden sich in einer Situation des Mangels, da sie ihre Zeit beispielsweise zwischen Arbeit, Kindern, Freizeit und der Sorge für ihre alten Eltern aufteilen müssen. Kinder dagegen haben Eltern. Die Institution der Elternschaft rückt Kinder in eine beinahe lückenlose Kopräsenz möglicher Helfender. Soziale Beziehungen bilden ein Reservoir, aus dem Praktiken

(der Heteromobilität) ihre Partizipanden rekrutieren können. Elternschaft ist also neben anderem auch eine soziale Einrichtung zur Personenbeförderung. Aufgrund dieser Verfügbarkeit von Hilfe wird Heteromobilität bei Kindern seltener *überhaupt* als Abhängigkeit sichtbar (siehe Kapitel 5). Dass Kinder sich nicht als abhängig erleben, liegt also nicht nur – wie oben erläutert – daran, dass sie nicht *wissen*, dass ihre Eltern auch *nicht* da sein könnten, sondern auch daran, dass dies objektiv unwahrscheinlich ist. Diese Unwahrscheinlichkeit wirkt auf ihr Wissen zurück: Sie wissen es nicht nur deshalb nicht, weil ihnen möglicherweise die kognitiven Kapazitäten dazu fehlen, sich die Abwesenheit ihrer Eltern vorzustellen, sondern auch, weil sie kaum Gelegenheit haben, die Abwesenheit ihrer Eltern zu *erfahren*. Die Eltern-Kind-Beziehung ist einzigartig, weil eine:r der Beteiligten erst *in* der Beziehung entsteht. Daher beschreibt Sloterdijk – wenn auch mit Blick auf Ernährung statt Fortbewegung – die Mutter aus der Kinderperspektive als

ein[em] Milieu, das es offensichtlich von Urzeiten her gibt und das anscheinend keine andere Bestimmung kennt als die, unter allen Umständen die Bedürfnisse des Eindringlings zu erfüllen. Die ontologische Ironie des mütterlichen Milieus besteht darin, daß kein Fötus, kein Säugling, kein kleines Kind, ja überhaupt kein Menschenwesen im voraus wissen kann, daß die Welt nur so lange den Charakter eines magisch disponiblen Milieus zeigt, wie sie als bewohnbare, kannibalisierbare, aufrufbare Mutter zur Verfügung steht. (1998: 535)

Dass diese kindliche ‚Anspruchshaltung‘ ihren objektiven sozialen Anker in der Eltern-Kind-Beziehung findet, erklärt auch, warum die Abhängigkeit der Kinder nicht nur von ihnen selbst nicht erlebt, sondern auch aus der Perspektive Erwachsener – unter anderem: ihrer Eltern – selten thematisiert wird: Dass Eltern für ihre Kinder da sind, gilt als selbstverständlich. Auch sie selbst stellen sich als „disponibles Milieu“ ihrer Kinder kaum in Frage. Das Kind einfach liegen, fallen oder im Extremfall sterben zu lassen ist undenkbar. Kinder sind unserer Gesellschaft heilig, auch wenn man ihnen weniger Respekt als vielmehr Schutz schuldet (siehe 2.1). Wenn die Abhängigkeit *doch* thematisiert wird, wird sie in der Regel nicht als *problematische* Abhängigkeit erlebt, da die Abwesenheit von As Partizipation eben eine Möglichkeit bleibt, während sie bei älteren Menschen oft Wirklichkeit wird. Dass Kinder sich nicht alleine fortbewegen *könnten*, wenn ihnen niemand helfen würde, ist nicht so schlimm, weil sie es nicht *müssen*, da ihnen jemand hilft. Die luxuriöse ‚Personalausstattung‘ von Praktiken

der Heteromobilität in der Kindheit entschärft einige weitere Probleme, die normalerweise mit einem Abhängigkeitsverhältnis verbunden sind. Die Omnipräsenz der Eltern kleiner Kinder erspart den beiden Beteiligten einigen Koordinationsaufwand und minimiert die Gelegenheiten, bei denen B etwas nicht tun oder haben kann, weil A nicht verfügbar ist. Auch das Machtpotenzial des Abhängigkeitsverhältnisses ist geringer, weil Eltern affektiv und normativ an ihre Kinder gebunden sind und in diesem Sinne auch von *ihnen* abhängen (siehe 7.2). Sie können ihren Kindern kaum *nicht* helfen, ohne die Zuneigung eines geliebten Menschen zu verspielen sowie massive moralische Verurteilungen und Selbstvorwürfe und sogar juristische Sanktionen befürchten zu müssen. Drohungen wie „Dann gehe ich eben ohne dich!“ sind daher typischerweise Bluffs. Die Macht der Eltern wird also nicht nur dadurch beschränkt, dass sehr junge Kinder als ‚präsentistische‘ Lebewesen weitgehend ununterwerfbar sind, weil sie die an sie gestellten Erwartungen und die „Vermeidungsalternative“ (Luhmann 2003: 22ff.) – also mögliche negative Sanktionen im Enttäuschungsfall – nicht kognitiv repräsentieren können, sondern auch, weil ihren Eltern diese Alternative gar nicht offensteht.

Bevor ich die Frage nach den unterschiedlichen Bewertungen von Abhängigkeit in Kindheit und Alter weiterverfolge, schiebe ich einen Exkurs zu der Frage ein, *warum* Kinder in derart eigentümliche Beziehungen eingebunden sind und alte Menschen nicht: Warum haben alte Menschen eigentlich keine Eltern? Die Antwort liegt auf den ersten Blick auf der Hand: Bis Menschen alt sind, sind ihre Eltern schlicht bereits gestorben oder zumindest nicht mehr in der Lage, für sie zu sorgen.⁹³ Doch dann fragt sich, weshalb keine neue, der Eltern-Kind-Beziehung ähnliche Sozialbeziehung entsteht. Eine historische Erklärung lautet: Früher oblag die Sorge für alte Menschen häufig ihren (Schwieger-)Töchtern. Im Zuge der zunehmenden Emanzipation und Erwerbstätigkeit von Frauen ist dieses Sorgereservoir zum Teil trockengefallen.⁹⁴ Das lässt jedoch die Frage offen, weshalb Frauen (und sogar Männer!) nach wie vor häufig freiwillig

93 Selbst wenn die ursprünglichen Eltern nicht aufgrund ihres eigenen Alters ausfielen, könnte man sie nicht mehr für Praktiken der Heteromobilität heranziehen. Schon von Eltern eines: einer Dreißigjährigen, der: die nach einem Unfall querschnittsgelähmt ist, würde man nicht mehr selbstverständlich erwarten, ihn: sie zu pflegen.

94 Tatsächlich wurden 2021 nach wie vor 63% der Pflegebedürftigen überwiegend von Angehörigen gepflegt (Destatis 2024b). Ich gehe allerdings davon aus, dass diese Pflegearrangements keineswegs als unproblematisch erlebt werden – gerade im Vergleich zur ‚Kinderpflege‘.

Kinder bekommen und versorgen, niemand sich jedoch alte Menschen zulegt. Zwar ist es unmöglich, alte Menschen so zu „kriegen“, wie man Kinder kriegt (Heimerl/Hofmann 2016). Den anderen aus dem eigenen Körper heraus entstehen zu lassen ist ein ziemlich einzigartiger Modus der Beziehungsanbahnung (vgl. Hirschauer et al. 2014). Das Haupthindernis dabei ist, dass wir das Alter eines Menschen festlegen, indem wir ab seiner Geburt von 0 aufwärts zählen. Man kann also nicht alt geboren werden, beziehungsweise müsste man die Humandifferenz Alter radikal umbauen, um das zu ermöglichen. Es müssten andere Modi der Beziehungsbildung ersonnen werden. Eine Adoption erwachsener Menschen ist rechtlich unter gewissen Umständen bereits möglich. Es bräuchte nur noch ein lebensweltliches Äquivalent zu diesem Verfahren – etwa eine rituelle *Wiedergeburt* als Kind eines Erwachsenen mittleren Alters. Die Institution des Lebenslaufs könnte sich dahingehend wandeln, dass es völlig normal wird, etwa mit 80 Jahren oder bei Bewilligung eines Pflegegrades wieder „Kind“ im relationalen Sinne der gleichnamigen Position in einem Beziehungsgefüge zu werden. Ältere Menschen wieder in Beziehungen einzubetten, die der Eltern-Kind-Beziehung ähneln, wäre aus dieser Perspektive also unter einigen sozialtechnologischen Verrenkungen sehr wohl möglich. Warum sich Kinder trotzdem eher in engen Sorgebeziehungen wiederfinden als ältere Menschen, ist also tatsächlich erklärungsbedürftig. Die Antwort berührt den Aspekt der Humandifferenzen (siehe 6.1) und den der Persönlichkeitsstruktur der Versorgten, den ich in 6.3 vertiefen werde. Es fehlt zum einen an der Motivation der potenziellen Sorgenden und zum anderen an der Bereitschaft älterer Menschen zu einer solchen Beziehung. Die beiden Faktoren wechselwirken. Wir lieben an Kindern, dass sie nicht erwachsen sind, d.h. kaum Erwartungen an sich und andere haben. Das macht sie „offen“, „direkt“, „spontan“, „unbeschwert“, „begeisterungsfähig“ und „bedingungslos liebend“. Für eine enge Beziehung zu solchen Wesen nehmen viele Erwachsene in Kauf, sie versorgen zu müssen. Die Persönlichkeitsstruktur von sehr jungen Kindern macht ihre Pflege außerdem einfacher als die Pflege alter Menschen. Man muss nicht auf ihr „Gesicht“ (Goffman 1955) Rücksicht nehmen und sich nicht mit ihrer Scham belasten. Mehr noch: Sie zu versorgen ist eine Gelegenheit, mit ihnen Zeit zu verbringen und von ihnen gebraucht zu werden – Sorge ist *beziehungsstiftend*. In dieser Hinsicht macht also gerade ihre Abhängigkeit Kinder für Erwachsene attraktiv. Die polaren Positionen der beiden Humankategorien Kind und alter Mensch im Lebenslauf (siehe 6.1) rahmen auch soziale Beziehungen zu den in sie Einsortierten, insofern sie sie mit unterschiedlichen Zukünften ausstatten.

Sie lassen uns wissen, dass ein Kind zu bekommen und zu versorgen eine Investition in eine lebenslange Beziehung ist, die sich zwar heutzutage nicht mehr ökonomisch rentiert, aber „emotional unbezahlbar“ (Zelizer 1981) ist. Eine Beziehung zu einem pflegebedürftigen alten Menschen hat dagegen ein naheliegendes Verfallsdatum. Man weiß, dass man den anderen in absehbarer Zeit verlieren, ihm beim Sterben zusehen und dabei mitleiden wird. Dazu kommt, dass ein älterer Mensch „Territorien des Selbst“ (Goffman 1971) und ein Gesicht zu verlieren hat (siehe 6.3). Es beschämt ihn, beispielsweise von jemandem den Intimbereich gewaschen zu bekommen, zu dem:der er eine enge Beziehung unterhält (Angehörige). Daher sind derart enge Sorgebeziehungen für ihn selbst problematisch, was ihn wiederum zu einem relativ undankbaren Objekt der Fürsorge macht.⁹⁵

Ich kehre zurück zur Ausgangsfrage nach den unterschiedlichen Bewertungen von Abhängigkeit. Selbst *wenn* alte Menschen Eltern hätten, die ihnen bei der Fortbewegung helfen würden, wären nicht alle Probleme der Abhängigkeit gelöst. Hilfe ist ambivalent: Es ist zwar vorteilhaft, sie zu bekommen, aber schlecht, sie zu brauchen (Lambrix 2022). Denn sie ist ein soziales Verhältnis (siehe Kapitel 7), in der eine:r gibt, ohne zu nehmen, und der:die andere nimmt, ohne zu geben. Der:die Empfänger:in fällt dem:der Geber:in also zur Last. Er:sie schadet jemand anderem und im Gegenzug nimmt sein eigener sozialer Wert Schaden. Zwar wird diese Inanspruchnahme anderer legitimiert durch die Bedürftigkeit des:der Empfänger:in: Wer bedürftig ist, darf einseitig von anderen nehmen, ohne moralisch schlecht zu sein. Doch erscheint er:sie dafür als schwach. So oder so: Wer sich helfen lässt, riskiert einen Verlust an Achtung – und sei es nur Selbstachtung. Deshalb erleben viele ältere Menschen ihre Angewiesenheit auf Hilfe selbst dann als Problem, wenn Hilfe verfügbar ist.

Eine Lösung für dieses Problem wäre, nicht nur an der ‚Personalschraube‘ zu drehen, sondern den Charakter der Beziehung und der an ihr beteiligten Rollen zu variieren. Heteromobilität muss nicht als Hilfe, sondern kann auch beispielsweise als Tausch organisiert werden. Nominell

95 Allerdings ergibt eine Umfrage (Nier 2019), dass 58% der über 55-Jährigen im Pflegefall „am liebsten von Angehörigen oder anderen vertrauten Personen betreut werden“ würden. Ich vermute, dass sich die meisten Befragten unter „Betreuung“ keine derart intensive Betreuung vorstellen, wie Kinder sie von ihren Eltern bekommen. Tatsächlich gibt es aber nach wie vor bei vielen älteren Menschen eine Präferenz für das traditionelle Modell der familiären Pflege.

ist professionelle Altenpflege eine solche Tausch.⁹⁶ Pflegekräfte bieten eine Dienstleistung an, die unter anderem darin besteht, an der Fortbewegung ihrer Kunden – die aber bezeichnenderweise oft „Patient:innen“ oder „(Heim-)Bewohner:innen“ genannt werden – zu partizipieren, und erhalten als Gegenleistung ihren Lohn. Allerdings können sich die wenigsten *Pflegebedürftigen* – auch diese Wortwahl ist bezeichnend – professionelle Altenpflege aus eigener Tasche leisten. Sie wird über Sozialversicherungsleistungen finanziert, und diese werden für gewöhnlich als Hilfeleistungen der Solidargemeinschaft gerahmt, der man dann wiederum zur Last fällt. Außerdem können sich die *Pflegebedürftigen* ihre Pflegenden wegen des Pflegenotstands nicht souverän am Markt aussuchen, sondern *Pflegedienste* suchen sich umgekehrt häufig ihre Kund:innen aus. Sind Pflegendе einmal angelernt, darf man es sich nicht mit ihnen verscherzen, denn sie sind aufgrund der Marktlage nur schwer zu ersetzen. Je weniger Personal vorhanden ist, desto mehr wird aus dem Tausch unter der Hand eine milde Gabe.

Doch selbst im unwahrscheinlichen Fall, dass Heteromobilität als Tausch gestaltet ist, kann sie immer noch als Hilfe *gerahmt* werden. Selbst wenn B sich A aus einer Fülle von professionellen Anbietern aussucht und selbst bezahlt, kann dessen Partizipation an seiner Fortbewegung als Hilfe und damit als Anlass für einen Achtungsverlust erlebt werden. Bestimmte Praktiken der Heteromobilität – auf jemanden gestütztes Laufen, im Rollstuhl geschoben werden, getragen werden – rufen kognitive Assoziationen mit Hilfe hervor und laden zu entsprechender Hilfekommunikation ein, etwa zu „rituellen Ausgleichshandlungen“ (Goffman 1955: 219f.) wie *Dank*, auch wenn sie *sozial* anders organisiert sind. Dabei sind nicht alle Verteilungen der Agency der Heteromobilität „rituell“ (ibid.) gleichermaßen heikel. Als Daumenregel kann gelten: je aktiver die Dienstleistenden und je passiver die Kund:innen, desto schlechter lässt sich ihr Verhältnis als eines der Gleichwertigkeit rahmen.

Gerade *weil* Heteromobilität in der Kindheit als Hilfe organisiert wird, lässt sie sich im Alter nicht einfach als Dienstleistung organisieren, ohne dass die Konnotation der Hilfe weiterschwingt. Bestimmte Praktiken hat die Gesellschaft sozusagen kulturell verschlissen, dadurch dass sie

96 Auch das „Arbeitgebermodell“ in der persönlichen Assistenz für Menschen mit Behinderung ist ein Versuch, (unter anderem) Heteromobilität aus dem Rahmen der Hilfe herauszuholen (vgl. Behrens/Zimmermann 2006: 167) und das Statusgefälle sogar umzudrehen.

sie im Kontext der Kindheit einsetzt. Dabei vermischen sich die Konnotationen von Hilfe und Kindheit. Bestimmte Praktiken sind nicht nur wegen ihrer Hilfe-Konnotation heikel, sondern allein schon wegen ihrer Kindheits-Konnotation. Gewisse Sprachverbote bezeugen das durch den Versuch, es zu verdrängen. So dürfen Bewohner:innen von Pflegeheimen nicht „gefüttert“ werden, bekommen kein „Lätzchen“ und auf gar keinen Fall „Windeln“. Sich wie ein Kind zu verhalten oder so behandelt zu werden heißt unter anderem, Hilfe zu brauchen oder diese aufgenötigt zu bekommen. Davon abgesehen zieht auch das professionelle Selbstverständnis „helfender Berufe“ die Heteromobilität immer wieder in den Rahmen der Hilfe. Peter Fuchs beobachtet ein ähnliches Phänomen im Fall der Sozialen Arbeit: Dort werde eine „(im Prinzip technisch-professionelle) Funktion mit der Vorstellung des ‚Helfens‘ [verbunden], durch die ältere semantische Bestände in Vorformen dieses Systems (so etwa *misericordia* und *caritas*) weiter mitgeführt werden, so als sei es notwendig, die Restitution der Chance zur Inklusion als eine Art höherwertige Tätigkeit zu begreifen [...] – in kaum verhaltenem, sich selbst zelebrierendem [...] Heroismus“ (2004: 20; vgl. Luhmann 1991).⁹⁷

Doch selbst in einem – auch „semantisch“ – gesäuberten Tauschverhältnis wäre Abhängigkeit für alte Menschen problematisch. Gerade eine ständige Verfügbarkeit von A wirft Probleme auf, insofern sie mit der ständigen Kopräsenz einer anderen Person einhergeht. Diese verletzt, wie oben (im „Exkurs“) bereits angedeutet, schon an sich die „territorialen Ansprüche“ (Goffman 1971) erwachsener Personen (unseres Kulturkreises), da sie ein Netz von wechselseitiger Wahrnehmung und Wahrnehmungswahrnehmung aufspannt, das permanente Imagepflege erforderlich macht und gleichzeitig „Informationskontrolle“ (Goffman 1959: 154) erschwert. Spätestens, wenn man sich dabei assistieren lässt, auf die Toilette zu gehen oder sich umzuziehen, ist die Intimsphäre dahin. Nicht zuletzt deswegen wird stationäre Altenpflege manchmal als „totale Institution“ (Goffman 1961: 354) bezeichnet.⁹⁸ Sie kann – von beiden Seiten – als Einschränkung der Privatsphäre erlebt werden. In der Beziehung zwischen Kindern und Eltern

97 Fuchs übersieht dabei m.E. die ökonomische Geringschätzung dieser Tätigkeiten, die den Hintergrund bildet, vor dem sich die moralische Selbstaufwerfung erst als Kompensation verstehen lässt. Würden Sozialarbeiter:innen und Altenpfleger:innen gut bezahlt, bräuchten sie nicht auch noch das moralisch Gute für sich zu reklamieren.

98 Legt man einen weiten Institutionenbegriff an – verstetigte wechselseitige Verhaltenserwartungen (Berger/Luckmann 1969) statt Organisationen –, stellt sich die Frage, weshalb die Eltern-Kind-Beziehung nicht ebenfalls als „totale Institution“ empfunden wird.

wird dieses rituelle Problem gelöst durch eine Lizenz zur wechselseitigen Unpersonenbehandlung (vgl. Goffman 1966: 63). Goffman veranschaulicht eine solche am Fall von Büronachbar:innen, die sich nur in die eigene Arbeit versenken können, wenn sie die Anwesenheit des:der jeweils anderen ausblenden. Verglichen mit Eltern-Kind-Interaktionen ist das noch eine sehr *höfliche* Nichtbeachtung. Kinder erbrechen und sabbern auf ihre Eltern, pinkeln sie an, beißen sie, lutschen an ihnen, ziehen sie an den Haaren, kratzen und treten sie, schlafen in ihrer Gegenwart ein, schreien und starren sie an – ganz zu schweigen von ihrer maximal penetranten Eigenart, sich monatelang *im* Körper eines Elternteils aufzuhalten (vgl. Hirschauer et al. 2014: 278). Im Gegenzug übergehen Eltern häufig die Ansprüche ihrer Kinder auf Aufmerksamkeit und unterhalten sich in ihrer Gegenwart mit Dritten – auch *über* sie –, sie gehen vor ihnen auf die Toilette, entscheiden über ihre Köpfe hinweg, riechen an ihrem Schritt, berühren ihre Genitalien, stecken ihnen Dinge in den Mund, tragen sie ungefragt weg, halten sie fest, sperren sie ein, binden sie fest (bspw. mit Gurten im Kinderwagen) und beobachten sie ganz ungeniert.

6.3 Persönlichkeitsstrukturen und Abhängigkeiten

Die Eltern-Kind-Beziehung entschärft Abhängigkeit also rituell, weil beide Seiten auf ihre territorialen Ansprüche aneinander weitgehend verzichten. Es lässt sich jedoch keine Beziehung finden, in der die körperliche Abhängigkeit *alter* Menschen in jeder Hinsicht unproblematisch wäre, und zwar weil alte Menschen nicht das geeignete ‚Material‘ zu einer solchen Beziehung abgeben. Das liegt daran, dass Erwachsene, darunter alte Menschen, eine andere psychische Disposition bzw. *Persönlichkeitsstruktur* haben als sehr junge Kinder. Letztere haben kein Selbstbewusstsein in dem Sinne, dass sie über sich selbst nachdenken. Nach gegenwärtigem empirischem Kenntnisstand (Nungesser 2016: 256) ist diese Fähigkeit nicht angeboren, sondern entsteht im Prozess der „Selbstbildung“ (Joas 1999: 10) in den ersten Lebensjahren eines Menschen.⁹⁹ Er erwirbt sie, insofern er im Umgang mit anderen Menschen lernt, deren Perspektive auf sich selbst einzunehmen (Mead 1925). Das Selbstbewusstsein ist der Abdruck, den

99 Ich nehme hier Befunde aus Entwicklungs-, Sozial- und vergleichender Psychologie ernst, behandle sie also nicht wie an anderen Stellen als Gegenstand, sondern als Ressource meiner Erklärung der unterschiedlichen Bewertungen von Abhängigkeit in Kindheit und Alter.

kumulierte Interaktionen in der Psyche von Menschen hinterlassen.¹⁰⁰ Hat man einmal ein Selbst ausgebildet, reflektiert man zwar nicht unentwegt, kann sich aber mitunter nur schwer davon abhalten, es zu tun. Man fällt sich immer wieder ins Auge oder wird von anderen auf sich selbst gestoßen. Den Inhalt der Form des Selbst bildet das Selbstverständnis oder *Selbstbild*. Es ist oft gemeint, wenn von „(Ich-)Identität“ gesprochen wird. Dabei geht die Differenz der Einheit voraus, d.h. das Selbst der Identität: Man kann sich nur als jemand „identifizieren“, wenn man sich zum Objekt des eigenen Denkens macht (Mead 1925: 268), sich also von sich selbst distanziert. Wenn das Selbst ein imaginierendes Schauen durch die Augen anderer ist, ist das Selbstbild das, was man dabei erblickt. Selbstbilder sind nicht *zwangsläufig* träge. Sie sind prinzipiell veränderlich und relativ: Je nach Tätigkeit, Stimmung, Situation und Gegenüber erleben wir uns als jemand anderen. Wir *hängen* vor allem dann an einem Selbstbild, wenn es aus „anerkannten Eigenschaften“ besteht (Goffman 1955: 213), wenn es also bestimmten *Werten* genügt. Während ich generell Luhmanns Skepsis bezüglich der psychischen Stabilität von Werten teile (1995: 121), scheint es doch immer wieder zu geschehen, dass Personen sich an Werte binden, oder vielleicht treffender: dass Werte Personen binden (Joas 1999). Jemand hält es etwa für erstrebenswert, stark und unabhängig zu sein, und geht deshalb nicht mit dem Rollator aus dem Haus, obwohl es sicherer wäre und das gesamte soziale Umfeld dazu drängt. Aber auch in den eigenen vier Wänden möchte man sich vielleicht selbst mit jedem „freien“ Gang in die Küche beweisen, dass man so gebrechlich noch nicht ist. Das heißt auch, dass die Bewertung durch konkrete Andere in solchen Momenten in ihrer Relevanz für die Person gegenüber derjenigen durch „generalisierte Andere“ (Mead 1925: 272) zurücktritt. Der Wert muss natürlich nicht als bewusste Überzeugung vorliegen und nicht kommunikativ artikuliert werden. Man *schämt* sich einfach, so gesehen zu werden, ohne vielleicht so recht zu wissen, warum.

Diese Persönlichkeitsstruktur, die in Meads pragmatistischer Argumentation zweckmäßig ist für die Integration der Einzelaktivitäten mehrerer Lebewesen in eine gemeinsame Aktivität – und letztlich für eine funktional differenzierte Gesellschaft (Mead 1925: 262ff.) –, erweist sich besonders

100 Allerdings gibt es zumindest Infrastrukturen dieses Prozesses, die nicht aus einer kontingenten Interaktionsgeschichte entstehen, sondern höchstens evolutionär kontingent sind (siehe z.B. Meads Verweis auf die „Großhirnrinde“). Schließlich kann man mit Exemplaren mancher anderer Tierarten so lange interagieren wie man will – sie entwickeln trotzdem kein Selbst.

für die physische Handhabung von Menschen durch Menschen als hinderlich. Es wäre praktisch, wenn alte Menschen ihr Selbst oder zumindest bestimmte Selbstbilder und Werte – salopp formuliert – an der Pforte des Altenheims wieder abgeben könnten. Obwohl ihnen eine Humankategorie zur Verfügung steht, die ihre Abhängigkeit normalisiert, naturalisiert, legitimiert und depersonalisiert, und selbst wenn man sie in Beziehungen platzierte, die viele der praktischen Nachteile der Abhängigkeit abfedern würden, wären sie dafür rituell zu sperrig, weil sie eine bestimmte Persönlichkeitsstruktur haben, die eine Zeit lang zweckmäßig war und jetzt nicht mehr einfach loszuwerden ist.

Man könnte die Persönlichkeitsstruktur von Menschen also als eine relativ träge „Sinnschicht“ (Hirschauer 2014: 187f.; Hirschauer/Nübling 2021) der Humandifferenzierung fassen. Sie ist jedoch mehr als nur ein Sediment, das vom Strom der Praxis des Unterscheidens zwischen Menschensorten angeschwemmt wird, wie der Begriff der Sinnschicht suggeriert. Ganz gleich, ob wir neugeborene Menschen ‚wie Kinder‘ behandeln oder nicht, die Entstehung ihres Selbstbewusstseins braucht Zeit. In dieser Hinsicht sind die psychischen Differenzen zwischen Babys und älteren Menschen also ein externer *Anlass* der Humandifferenzierung. Um im Bild zu bleiben: Ein Flussbett bildet sich in einem *Substrat*, aus dem jedes Sediment einmal durch Erosion abgetragen wurde. Das schließt nicht aus, dass die kulturelle Unterscheidung beispielsweise zwischen Kindern und Erwachsenen auf die Persönlichkeitsstrukturen der so kategorisierten Menschen zurückwirkt, möglicherweise unter anderem dadurch, dass sie uns dazu bringt, mit Kindern auf eine Art und Weise umzugehen, die das Entstehen von Selbstbewusstsein begünstigt oder bremst – allerdings in einem begrenzten Ausmaß.

Im Gegensatz zur Persönlichkeitsstruktur erwachsener Menschen erweist sich die von sehr jungen Kindern als äußert praktisch für Praktiken der Sorge. Weil sie kein Selbstbewusstsein haben, haben diese Kinder kein Selbstbild und auch kein „Gesicht“, also kein „in Termini sozial anerkannter Eigenschaften umschriebenes Selbstbild“ (Goffman 1971: 10), das sie verlieren könnten und das sie oder andere daher schützen müssten. Sie verhalten sich zu sich selbst nicht als zu einem Objekt, und daher auch

nicht als zu einem „heiligen Objekt“ (Goffman 1955: 225).¹⁰¹ Nicht nur müssen Erwachsene ihnen keine Territorien des Selbst (Goffman 1971) einräumen, sondern kleine Kinder missachten umgekehrt auch die Grenzen ihrer Interaktionspartner:innen, weil sie sich nicht in sie hineinversetzen können. Eltern erwarten daher von ihrem Kind „kognitiv“ (Luhmann 1991d: 436ff.) bestimmte Verhaltensweisen, aber nicht, dass es sein Verhalten an diesen Erwartungen orientiert. Die „Person“ eines sehr jungen Kindes in Luhmanns Sinne einer „individuell attribuierten Einschränkung von Verhaltensmöglichkeiten“ (1991a: 170) ist gewissermaßen innen hohl. Es findet keine strukturelle Kopplung von psychischen und sozialen Systemen (Luhmann 1991a: 174) statt. Ihre „Co-evolution“ (Luhmann 1991a: 174) läuft erst an. Dies würden wir in Sozialbeziehungen zu konkreten Kindern schnell lernen, wenn die Humankategorie des Kindes (siehe 6.1.) uns nicht ohnehin vorab über die Persönlichkeitsstruktur von Kindern informieren würde und damit darüber, dass Erwartungserwartungen zunächst vergeblich sind. Man muss daher kindliche Grenzüberschreitungen nicht wie die von Erwachsenen ahnden, um seine Selbstachtung zu wahren und seine Ehre wiederherzustellen. Man fühlt sich aber auch gar nicht erst gekränkt, weil man weiß, dass sie es nicht besser wissen und deshalb nichts dafür können. Ihre Selbstlosigkeit und Amoralität haben eine soziale Funktion. Sie sind praktische Erfordernisse der Aufzucht von Nachwuchs inmitten von Tieren, die kollektiv dem „Kult des Individuums“ (Durkheim 1988: 317) verfallen sind.

6.4 Zusammenfassung

Die Antwort auf die Frage, weshalb Abhängigkeiten in Kindheit und Alter unterschiedlich bewertet werden, lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: *Erstens* machen körperliche Unterschiede zwischen Kindern und älteren Erwachsenen Sorgepraktiken in der Kindheit ungleich leichter. Dieser Aspekt ist im empirischen Teil der Studie (siehe Kapitel 2) ausführlich thematisiert worden und wurde hier nicht noch einmal vertieft.

Zweitens stellt unser Wissen über unterschiedliche Sorten von Menschen einen kognitiven *Rahmen* für die Abhängigkeit der in sie Einsortierten

101 Das steht m.E. nicht im Widerspruch zur Sakralisierung des Kindes in der Moderne. Die immense Wertschätzung, die Kindern zukommt, hat eher den Charakter von Zuneigung als den der Achtung. Sie genießen Schutz und Fürsorge statt Respekt, wie beispielsweise die Abschaffung der Kinderarbeit (Zelizer 1981: 1037ff.) zeigt.

zur Verfügung. Im Falle der Humankategorien „Kind“ und „alter Mensch“ normalisiert, naturalisiert und legitimiert dieser Rahmen Abhängigkeit. Er nimmt die Personen aus der Verantwortung – sie sind abhängig von anderen, *weil sie Kinder sind* bzw. *weil sie alt sind*. Die beiden Humankategorien unterscheiden sich allerdings auch voneinander und treiben die Bewertung der Abhängigkeit damit in unterschiedliche Richtungen. Die Altersdifferenz positioniert Kinder und Alte unterschiedlich im Lebenslauf. Während die Perspektive auf Verselbständigung Abhängigkeit in der Kindheit zusätzlich entschärft, problematisiert die Perspektive auf weiteren Verfall und Lebensende sie im Alter.

Kinder und ältere Menschen weisen *drittens* unterschiedliche Beziehungsmuster auf. Kinder haben Eltern, Alte nicht. Beziehungen können als Sorgereservoirs fungieren, die vor allem die eher handlungspraktischen Aspekte der Abhängigkeit entschärfen. Je mehr Personal für Praktiken der Heteromobilität zur Verfügung steht, desto selbstbestimmter und spontaner bleiben abhängige Menschen und desto eher lassen sich ihre Bedürfnisse erfüllen. Die rituellen Aspekte der Abhängigkeit bleiben grundsätzlich auch bei komfortabler ‚Personalausstattung‘ problematisch, weil Hilfe anzunehmen trotzdem mit einem Verlust an (Selbst-)Achtung verbunden ist und es in derart engen Beziehungen eng für die „Territorien des Selbst“ (Goffman 1971) wird.

Sehr junge Kinder haben dieses Problem jedoch nicht, weil sie *viertens* eine andere Persönlichkeitsstruktur als ältere Kinder und Erwachsene, darunter alte Menschen haben. Sie haben kein Selbstbewusstsein. Selbst wenn sie es hätten, hätten sie nicht das Bild von sich selbst als jemandem, der alleine zurechtkommt, und wäre dieses Selbstbild nicht derart positiv besetzt, weil sie den Wert der Selbständigkeit nicht verinnerlicht haben. Da sie also kein Gesicht haben, haben sie auch keine Territorien des Selbst.